

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	14 (1924)
Heft:	12
Artikel:	Einer Greisin
Autor:	Greyerz, Otto von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-635753

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erlernen, daß man im Kloster nicht Mensch sein kann, am wenigsten Mutter, und wenn sie ein Heer von Nonnen regierte.“

„Biel eher an der Seite eines Bürgermeisters!“

„Eia, jetzt begreifst du den Spaß!“

„Wohl, und wie soll ich den begreifen, mit dem du mich heute begrüßt hast?“

„Das mache mit deinem Gewissen aus!“ spottete Schwerter mit Lachen, und Hansjakob schwieg, da er vermeiden wollte, durch irgend eine kleine eifersüchtige Bemerkung dem Freunde ein Gefühl zu verraten, dessen er sich selber kaum recht bewußt war.

„Nun aber zur Arbeit!“ mahnte Schwerter. „Ich weise dir noch hurtig die große Stube des Bürgermeisters an, um dich dann dir und deinen künstlerischen Eingebungen zu überlassen. Denn wisse, ich anvertraue es dir allein, den Stoff meiner Komödie durch einen entsprechenden Bildaufriß gehörig zu erleuchten, der ein Ganzes sein soll, nicht zerschnitten und verstümmt durch die beschränkten Gedanken eines Zweiten.“

Er nahm des Künstlers Arm und führte ihn ins zweite Stockwerk hinauf, wo die Diener in jenem Zimmer bereits alles in Ordnung gebracht, die Leinwand an die Wand gespannt und ein kleines Malergerüst hergestellt hatten; feine Kohlenstifte lagen da und frisches Brot zum Auswischen verzeichneten Stellen. Ein Krug mit Wein stand auf einem Ecktischchen, der für dauernde Erregung des Geistes sorgte, und ein großer Silberteller mit allerlei Gebäck.

Die Diener entfernten sich, und als auch Schwerter auf die Türlinke drückte, mit der Frage, wann er wieder kommen und nach der Arbeit sehen dürfe, rief ihm Hansjakob in einem Tone zu, dem man anmerkte, daß er lebhaftem Schaffensgefühl und künstlerischer Sicherheit entsprang:

„Ich danke dir, Schwerter, für dein Zutrauen; ich hoffe nur, daß du dich bei deiner Rückkehr nicht getäuscht siehest.“

„Also in drei oder vier Stunden wieder. Schaff's gut!“ Und damit glitt Schwerter, freudig gehoben, zur Türe hinaus.

Für Hansjakob galt kein langes Besinnen; er brauchte es auch nicht, denn Schwerter hatte ihm bereits kurz ein Bild vor seine Seele gezaubert, von dem er nicht mehr lassen konnte. Rasch hatte er mit einigen schön geschwungenen Linien den Raum für die bedeutendsten Figuren abgezeichnet. Das Jesuskind stand im Augenblick lebensvoll da, mit dem Finger seiner rechten Hand dem Schriftgelehrten die Buchstaben auf einem aufgerollten Pergamente deutend; rasch schlossen sich andere Figuren diesen an, die einen aufrecht, wie vor Erstaunen über die wunderbare Gelahrtheit des Knaben fast zurückbeend, andere sich voll Verwunderung und Neugier über die Schultern des Alters beugend, um die Auslegung auch mit den Augen verfolgen zu können. Bald hatte er die sprechendsten Züge in ihre Gesichter eingetragen; auf den einen malte sich giftige Verwünschung, während andere erfüllt waren von ehrfürchtiger Verehrung des Kindes, aus dem ein Gott zu reden schien. Wunderbar ruhig, gelassen und selbstbewußt stand dasselbe vor ihnen, ohne sich von ihren verdammenden wie anerkennenden Neuerungen beirren zu lassen. In seinem Auge leuchtete in stiller Erhabenheit jene Flamme, welche den Völkern

Erleuchtung bringen und sie mit den Ideen von Menschenachtung und Menschenmitleid erfüllen sollte, und diese milde Flamme arbeitete in seiner Stirne, sie lebte in den schlichten Loden, die vom klaren Borderhaupt nach hinten flossen, sie spielte um den ernsten Mund, der sich so bescheiden, doch bestimmt vernehmen ließ, und sie quoll in den schönen Fingern, die ausdrucksvooll die Rede begleiteten.

Mit geschickter Perspektive wußte er den Tempelsturz als eine Fortsetzung des Stubenbodens darzustellen, so daß sich der gemalte Vorgang eigentlich im Zimmer zutrug, das durch eine Säulenreihe und eine dahinter liegende Wand abgeschlossen wurde; und das Tempellinnere kam dem Beschauer, vermöge der geweihelten Wände, als der besonders grell beleuchtete Abschluß der mit hellem Ahorn ausgetäfelten Wohnstube vor.

Als aber Hansjakob sein Bild betrachtete, dünkte ihn die Rückwand, obwohl sie durch die innere Säulenreihe in Felder zerfiel, noch kahl und tot. Rasch zeichnete er zwischen das mittlere Säulenpaar eine schief gestürzte Tür hinein, auf deren Schwelle bald eine schöne jugendliche Frauengestalt erschien, gefolgt von ihrem härtigen Gatten, dessen Züge im Dunkel des Sängers verschwammen. Das waren die besorgten Eltern, Josef und Maria, welche ihren Sohn, das Jesuskind, verloren hatten und freudebewegt und betroffen zugleich in den Tempel traten, den lange gesuchten Knaben wieder wegzuholen.

Der Künstler stand sinnend vor seinem Werk; nicht unbefriedigt, doch hätte er gewünscht, die Einzelheiten, deren Abwesenheit nach seiner Ansicht den Gesamteindruck störte, ausführen zu können; soweit freute ihn jedoch die Arbeit, daß er sich vornahm, so bald wie möglich an die Ausführung der Skizze zu schreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Einer Greisin.

Die Sonne selbst, ob noch so schön verkärt,
Muß ihr gefürstet Haupt zum Ende neigen,
Wenn ihre Zeit erfüllt ist — Kein Gebet,
Kein Menschenschicksal ändert ihren Weg.
Sie wandelt über Wünschen und Begehrn
Unfehlbar ihren Gang. — Doch eh' sie scheidet,
Taucht sie, des Menschen Auge zu entzücken,
In kühlten Abendtau die Feuerglut,
Verhüllt in Schleier ihrer Krone Blitzen,
Und wie mit Liebesblicken scheidet sie —
Noch lange, wenn sie tief im Meer versank,
Steht hier ihr Abglanz wie ein freundlich Grüßen,
Ein Rosenhimmer überm schwarzen Walde.
Nun kommt das Dunkel, kommt das Todeschweigen,
Das Graum der Einsamkeit und des Vergessens —
Doch in die finsterste der Nächte dringt
Des schönen Untergangs Erinnern noch.
Wie war sie mild und gütig dieser Welt!
Wie goß sie ihrer Schönheit Fülle hin,
Wie lag ihr Strahl, einfürstliches Geschmeide,
So warm auf jedem ärmlichsten Geschöpf!
Sie teilte aus, bis sie von hinten schied,
Ihr letzter Schimmer war Geschenk und Freude.
Drum stehn wir Menschenkinder still entzückt
Und zittern nicht, auch wenn sie untergeht.
Und doch! So schön ist dieses letzte Weisen,
Dass hangend jedes Herz ruft: Bleibe noch!

Otto von Greherz.